

Mario Brock

Erinnern ist Leben

Memoiren eines Neurochirurgen

mit einem
Vorwort von
Sten Nadolny



BRESLAU. Rathaus.

VORWORT

zu den Erinnerungen von Mario Brock

Das Bild des guten Arztes: Es gehört zum soliden, pragmatischen Kern der Humanität. Das Prestige des Arztberufs ist logischerweise groß, und groß wird es bleiben, solange es hingebungsvolle Ärzte gibt, die etwas können und ebendiese Humanität leben: mit Wissensdurst, unermüdlichem Fleiß, unabhängigem Urteil und genug Nächstenliebe, um auf jeden einzelnen Menschen mit genauem Interesse einzugehen. Die dazu - noch wichtiger - ein stabiles Ethos zeigen, Wahrheitsliebe und die Bereitschaft, Verantwortung zu übernehmen, wo es um Leben und Tod geht. Ja, die muss es geben, Menschen, die nahezu alle kleinen und großen Tugenden in sich vereinen und uns helfen, dass wir den Glauben nicht verlieren an die ärztliche Kunst - und nicht nur an diese.

Apropos: Wie wird man ein Mario Brock? Nichts leichter als das: Durch Zeit und Umstände. Man wird 1938 in Rio de Janeiro als Sohn von Eltern geboren, die gezwungen wurden, aus Deutschland nach Brasilien zu emigrieren. Dadurch bekommt man zwei Heimaten: jene, an die die Eltern fast ständig zurückdenken, und die eigene, in der man Kind ist. Man wächst zweisprachig auf. Ferner zeigt man früh ein großes Interesse dafür, Kranken zu helfen, also für die Medizin. Doch, das sollte schon sein. Irgendein prägendes Ereignis kann dafür sorgen. Man begeistert sich besonders für die Chirurgie, ja sogar für die Gehirnchirurgie, und auch für die möglichst früh, vielleicht weil man neugierig darauf

ist, was so alles in Köpfen passiert. So, genau so wird man ein Mario Brock. Ganz einfach!

Von wegen! Die Frage, wie man ein Mario Brock wird, führt zu nichts! »Man« wird überhaupt nicht. Das Leben ist erstens so dreist und ungerecht, nicht jeden zu einem berühmten Neurochirurgen zu machen. Aber um es zweitens auf die Spitze zu treiben: Nur ein einziger Mario konnte dieser Mario werden. Wer hätte das gedacht!

Fangen wir anders an: Wie wird man ein glücklicher Mensch? Diese Frage ist eher vertretbar, zumindest wurde sie sehr oft gestellt – von Unglücklichen logischerweise häufiger als von Glücklichen. Ja, wie also? Widrige Umstände können viel verhindern, aber nicht unbedingt das Glück eines Menschen, wenn er lebendig und gesund bleibt und wenn er fürs Glückliche begabt ist. Handwerklich, wissenschaftlich oder sprachlich begabt sind so manche, für das Glück eher wenige. Nehmen wir hier als Beispiel einen gewissen M. B. (man beachte mein erneutes Einkreisen der Person!), einen deutschen Brasilianer oder brasilianischen Deutschen (stolz sind jedenfalls viele auf ihn), einen großen Neurochirurgen und Klinikchef.

Ist Glück eine Eigenschaft? Ja, wenn wir damit die Fähigkeit meinen, Glück empfinden zu können. Nun gibt es, zumindest im Deutschen, auch noch den Glückspilz. Das ist der mit der (angeblichen) Garantie von ganz oben, stets glücklich davonzukommen oder mit einem einzigen Los auf Anhieb den Hauptgewinn abzustauben. Er hat ständig »Schwein« oder »Massel« und kann damit, gelinde gesagt, etwas penetrant wirken, vor allem auf sämtliche Pechvögel. Mit dieser Pilzsorte hatte der für sein Glück hart arbeitende Mario Brock nichts gemein (außer in den Augen von neidischem Geflügel, aber auch das wohl eher selten, dafür ist er ein zu freundlicher Zeitgenosse).

Fast alle Philosophen haben sich an den Rahmenbedingungen des Glücks abgearbeitet, und keiner war mit den Thesen der anderen ganz einverstanden. Aber über Brock wären sie sich vermutlich einig. Aristoteles würde ihn als Beispiel in seine Nikomachische Ethik einfügen und an ihm zeigen, dass Glück aus einer vernünftigen und gekonnten Tätigkeit für das Gemeinwesen entsteht, sofern sie – das war dem großen Realisten wichtig – angemessen bezahlt wird. Nietzsche würde bei Brock eher eine genetische Disposition zum Glücklichsein vermuten und seine Neigung zur Ordnung, zur Schönheit und zum Lachen hervorheben. Und der »Flow«-Entdecker Mihály Csíkszentmihályi, der den Zusammenhang von Glücksgefühl, Konzentration und Gelingen bei Sportlern und Chirurgen (!) erforscht hat, würde sich von Mario Brock operieren lassen – im Bedarfsfall.

Ich lernte ihn (nahe-)liegenderweise als Patient kennen wie zahllose andere auch. Ich frage mich ohnehin, wie man ihn in seiner aktivsten Zeit sonst hätte kennenlernen können, außer vielleicht in der Oper. Ein langer Leidensweg mit einem Bandscheibenvorfall lag hinter mir, gepflastert mit gut gemeinten Ratschlägen, eine Operation doch möglichst zu vermeiden – was im Allgemeinen sicher nicht falsch ist. Schließlich, 1985, erkundigte ich mich doch unter Freunden und Ärzten, wer denn derzeit der beste Neurochirurg sei, der mich operieren könne (so fragt man gewöhnlich mit der Egozentrik des Leidenden, dabei kann das zweifellos nicht nur der Berühmteste ziemlich gut).

Um das Ende der Krankengeschichte vorwegzunehmen: Nach einigen Monaten gefühlter Zerbrechlichkeit, mit äußerst vorsichtigen Bewegungen – ich hatte mit dem Problem länger im Kopf zu tun als im Rücken – stand ich eines schönen Sommertages mit meiner Frau im Garten auf dem frischgeschnittenen Rasen und hatte Lust, ein Rad zu

schlagen wie so oft als Junge. Das gelang mir, und zwar annähernd perfekt. Das Rad war geschlagen, bevor das leidenserfahrene Gehirn sein Veto einlegen konnte. Meine Frau hatte einen Schreckensruf ausgestoßen, und ich stand verdattert: Was war denn da los, ich war ja trotz meines Leichtsinns nicht in der Mitte auseinandergebrochen! Ab diesem Zeitpunkt war ich auch im Kopf wieder heil, segelte, fuhr Ski und wurde frech, wenn mir einer dumm kam.

Aber ich sprach ja vom Kennenlernen: Mario Brock bekam mit, dass ich Romanautor war und – las mein damals noch recht junges Buch »Die Entdeckung der Langsamkeit«. Ein voll ausgelasteter Chirurg als Leser! Und als tüchtiger Leser. Denn noch während ich in seiner Klinik lag, hatte er es ausgelesen, lobte es und sagte: »Es strotzt von Zärtlichkeit.« Nun hatte ich schon so einiges über den Roman gehört, darunter auch Richtiges, aber nicht eine so treffende Charakterisierung meines gesamten Schreibmotivs. Das konnte keiner so formulieren, der von Zärtlichkeit nichts verstand und der sie nicht selbst in sich trug. So wurde er mir sympathisch und vice versa, wir führten Gespräche. Wochen später, ich war nach der Reha verreist, hörte meine Frau spätabends Schritte auf der Treppe, die vor unserer Wohnungstür verstummten und sich dann wieder entfernten. Sie wunderte sich, öffnete – und da lag ein Buch auf der Schwelle: »Im zerbrechlichen Haus der Seele« von Jürgen Thorwald, eine gut geschriebene Geschichte des mühsamen und opferreichen Weges der Gehirnchirurgie. Brock hatte so spät nicht mehr stören wollen, und eine frühere »Lieferung« war ihm bei seinem Pensum nicht möglich gewesen.

Er tat noch mehr, um meine Kenntnisse zu erweitern: Ich durfte eines Tages bei drei Operationen zusehen! Er war der richtigen Meinung, dass mehr Literaten eine zutreffende Vorstellung von anderen Arbeitsfeldern haben sollten, dem

medizinischen besonders. Ja, er traute sich was, und er traute mir zu, dass ich dafür geeignet war. Ich trug also einen grünen Kittel und eine Atemmaske, wusch mir eine gefühlte halbe Stunde lang die Hände bis zu den Ellenbogen und reihte mich in eine Schar bewundernder Hospitanten ein – es waren nach meiner Erinnerung junge Ärzte aus Litauen. Ich versuchte unauffällig zu bleiben, auf wortkarge Weise so litauisch wie möglich zu wirken und dabei alles mitzukriegen. Es war ein großes Erlebnis, bewegend vor allem, weil völlig elementar. Ich hatte Tränen der Rührung in den Augen wie bei allen Geschichten, die gut ausgehen, weil Können und Menschlichkeit das möglich machen – weil *arete*, die Tugend oder auch Tüchtigkeit im Sinne des Aristoteles, zum Gelingen führt. Da wusste und konnte einer alles, um einem verzweifelten Menschen mit existenzgefährdenden Trigeminusschmerzen wieder eine Zukunft zu geben.

Alles war in jeder kleinsten Aktion präsent: Organisation der Klinik, sorgfältige Diagnose, ein eingespieltes Team, scharfe Beobachtung, Geistesgegenwart, bestes Werkzeug und die geübte, sichere Hand. Auf Zuschauer von Klinikserien wirkt das wohl längst wie eine Selbstverständlichkeit, aber das direkte Miterleben macht doch einen großen Unterschied, vergleichbar dem zwischen dem Hören einer Musik vom CD-Player und dem im Konzertsaal.

Mario Brock hegt, was mir erst allmählich bekannt wurde, eine tiefe Liebe zur Musik – direkt dort, wo sie gespielt wird, »live«. Die Vorstellung, dass er gern dem Dirigenten zusieht, weil auch er selbst, auf seinem Feld, einer ist, ist eher nebensächlich, aber nicht abwegig. Ein Perfektionist ist er jedenfalls auch, bis in die kleinste Note hinein. Perfektionismus mag da und dort dem Glück im Wege stehen, und es gibt ja auch den unbekümmert aufmunternden Spruch: »Done is better than perfect«, der

sehr frei übersetzt so viel bedeutet wie: »Mache es nicht zu perfekt, bring es einfach hinter dich und feiere«. Schon für Musiker nicht so ganz das richtige Motto, für Chirurgen mit Sicherheit das falsche. Ihr Glück ist das Gelingen, sein Ausbleiben kann für den Patienten tödlich sein, und ohne ein Maximum an Perfektion droht Gefahr.

Die vorliegenden Memoiren zu lesen, bedeutet in mehrfacher Hinsicht Gewinn: Wir lernen eine Menge über die Arbeit des Neurochirurgen. Brock ist ein freudiger Lehrer, sein Enthusiasmus für die Forschung, für den medizinisch-technischen Fortschritt kann auch Laien anstecken. Durch dieses Buch könnten so manche jungen Leute in der Idee bestärkt werden, Medizin zu studieren. Und nicht nur über die Wissenschaft lernen wir etwas. Brock ist begeistert von den Schönheiten und dem historisch gewachsenen Reichtum der Welt, er schwingt auch hier mit Vergnügen den Zeigestab: Was er nennt, erklärt er, so entstehen unter anderem gute Reisebeschreibungen.

Ansteckend wirkt Mario Brocks Dankbarkeit für ein erfolgreiches und gelungenes Leben, aber auch für die Zusammenarbeit mit anderen, für all den Austausch und die Unterstützung, die er erfahren hat. Da schreibt kein Egomane, der alles immer selbst zuwege gebracht haben will. Die Lektüre hat mich dazu ermuntert, auch mein eigenes Leben öfter einmal so zu betrachten: dankbar. Nach dem Prinzip »count your blessings«, das sehr gegen die fatale Neigung helfen kann, jeden Kummer durchs Vergrößerungsglas zu betrachten, alles Glück aber durch einen verkehrtherum gehaltenen Feldstecher.

Oft habe ich beim Lesen herzlich gelacht, gelegentlich wurde mir auch traurig zumute. Das zeichnet überhaupt den auf sein Leben blickenden Brock aus: Er lacht fleißig, wo es was zu lachen gibt, aber er kann dort, wo es sein muss, auf

überzeugende, sensible Weise todernt werden. Der Abschied von seinem Bruder Sylvio oder die eigene Todesnähe während einer gefährlichen Krankheit - in der Lebensbeschreibung fehlen auch das Schwere und die Ohnmachtsgefühle nicht, das sind bewegende Stellen. Es gibt noch eine weitere Ingredienz in diesem Buch: Da ist Gerechtigkeitssinn spürbar und ein heiliger Zorn über Verantwortungslosigkeiten. Nein, kein Geschimpfe, keine aufgeblähten Anklagen, bei Kritik herrscht Sachlichkeit. Aber man lernt zu verstehen, dass Mario ohne seinen Willen zur Gerechtigkeit nicht Mario wäre, so viel sei gesagt.

Was sollten, was könnten Memoiren sein und tun? Dank abstaten für das Leben, auch wenn nicht absolut alles darin schön war. Unterhalten, amüsieren? Das auch - zu langweilen ist nicht ihre Aufgabe. Gelungene Memoiren erzeugen eine Art Beobachtungsspannung, weil sie am Beispiel eines Menschen zeigen, wie das Schicksal spielen kann und womit zu rechnen ist. Wenn dieser Mensch zum Vorbild taugt, wenn er harte Prüfungen bestanden und Versuchungen widerstanden hat, umso besser, umso spannender. Wenn er Weisheit besitzt, wenn er seinen Lesern, allen voran einer Schar von Enkeln und Urenkeln, guten, wirklich guten Rat erteilen kann - noch besser! All das erfüllt das Buch, und als besonders weise und hilfreich empfand ich den Hinweis auf die beiden großen immateriellen Werte des Lebens, Liebe und Gerechtigkeit und deren Zusammenhang mit dem Glück: »Die Liebe und die Gerechtigkeit kommen selten unbegleitet. Sie sind fast immer in Gesellschaft von Zuversicht und Freude. Und ihre Nähe sucht auch stets der Erfolg.«

Was sollte, was könnte ein Vorwort sein und tun? Dank abstaten für die Niederschrift dieser Memoiren, was nicht schwerfällt, wenn man sie gern gelesen hat. Womöglich gelingt es, etwas Neugier darauf zu wecken. Und, klares

Gebot: Ein Vorwort sollte kurz genug sein, sonst wird es entschlossen und mit Recht überblättert. Ob diese Zeilen wohl noch gelesen werden? Nicht so wichtig: Allein Marios Erinnerungen sind unverzichtbar.

Sten Nadolny

Inhalt

VORWORT

VORBEMERKUNGEN: RECORDAR É VIVER

DIE TITELSUCHE: DIE SONNE GEHT FÜR ALLE AUF

MEIN GLÜCKSBINGER: DER ERSTE SCHUH

ZUM BUCHUMSCHLAG: DAS ALTE BRESLAUER RATHAUS

EIN FREUNDSCHAFTSDIENST

»MILRÉIS, MIL E DUZENTOS«

DIE RUA TAVARES BASTOS

DONA ALBERTINA

DIE AUFNAHME IN DEN KREIS DER ENGEL

MEINE ERSTE GROSSE LIEBE

ZACCA 56, EINE AUSSERGEWÖHNLICHE KLASSEN-
GEMEINSCHAFT!

»DIE MEDIZIN IST EIN GELÜBDE«

ALLZEIT BEREIT

DIE PRAIA VERMELHA

DAS INCA

DAS INUB

DIE WAHRSAGERIN

DIE FUSSBALLWELTMEISTERSCHAFT 1962

DAS KRANKENHAUS DER MILITÄRPOLIZEI

DER DAAD

DIE FASZINIERENDE ATLANTIKÜBERQUERUNG

KÖLN AM RHEIN

ABREISE NACH MAINZ

DIE ÖRTLICHE HIRNDURCHBLUTUNG

ZÜRICH

WALTRAUD

BEINAHE!

OLIVER

INTERNATIONAL CBF SYMPOSIUM

HANNOVER

PATRICK

DER SCHÄDELINNENDRUCK

MARIANNA

DAS LEBEN BEGINNT MIT 40

BERLIN

JORDI

DIE MAUER DER SCHANDE

UNSER UMZUG

DER UMZUG DER HAUPTSTADT

ES GEHT LOS!

DIE CHEMONUCLEOLYSE

»EL REFUGIO DEL VIEJO CONDE«

PERKUTANE DISCECTOMIE

DIE BANDSCHEIBENPROTHESE UND DIE BERLINER
MAUER

CHRISTINA

DAS CHEFSEKRETARIAT

DIE BRASILIANISCHE NEUROCHIRURGIE UND DIE
BERLINER MAUER

DIE EANS

DIE GANS

DER »FAN-CLUB« IN POTSDAM

WORLD SPINE 1

ISNII

BROCK 60?

CHARITÉ UNIVERSITÄTSMEDIZIN BERLIN

MEIN ERSTER GEDANKE AN MEINEM LETZTEN
ARBEITSTAG

MEIN LETZTER »OFFIZIELLER« ARBEITSTAG

RUHESTÄNDLER?

CAVE!

KUNSTFEHLER AUS HABGIER

KUNSTFEHLER WEGEN ÜBERSCHÄTZUNG EIGENER
FÄHIGKEITEN

DAS ABSCHIEDSBANKETT

DIE BEDEUTUNG VON SPRÜCHEN UND SYMBOLEN

SYLVIO

ZWEI VATERLÄNDER

EPILOG

BRIEF AN MEINE ENKEL UND URENKEL

OBRIGADO!

VORBEMERKUNGEN: RECORDAR É VIVER

»Erinnern ist Leben!« Dieses volkstümliche Sprichwort der portugiesischen Sprache gab diesem Buch seinen Titel. Die Erinnerung ist ein wundersames und äußerst komplexes Phänomen, welches im Hirn stattfindet. Als Neurochirurg ist man ein Leben lang von der Funktion dieses Organs fasziniert!

Die Begriffe »Erinnerung« oder »Gedächtnis« bezeichnen die Fähigkeit eines Nervensystems, eingehende Informationen aufzunehmen, zu speichern, wieder abzurufen und zu bewerten. Ohne Gedächtnis gibt es kein Lernen, ohne Lernen keine Erfahrung. Bei der Bewertung und bereits bei der Speicherung der eingegangenen Informationen spielt wiederum die Erfahrung selbst eine wichtige Rolle. Auch einfache Nervensysteme, wie die der Nesseltiere, besitzen die Fähigkeit zu lernen. Es gibt ein Kurzzeitgedächtnis und ein Langzeitgedächtnis. Das Gedächtnis ist an unseren Entscheidungen beteiligt, auch dann, wenn uns das nicht bewusst ist. Unsere Erinnerungen sind ein kostbarer Schatz, der einzige, den uns niemand entwenden kann. Dieser Schatz kann aber teilweise oder ganz, vorübergehend oder endgültig verloren gehen, durch Erkrankung, Verletzung oder als Altersfolge.

Während bestimmte Hirnfunktionen, wie zum Beispiel das Sehen, das Hören oder die Sprache, ihren Sitz in umschriebenen Arealen der Hirnrinde haben, sodass Schäden dieser Areale zu dem Ausfall der dort lokalisierten Funktion führen, gibt es kein umschriebenes »Gedächtniszentrum«. Es ist eher so, dass das Gedächtnis durch das Zusammenwirken mehrerer Hirnzentren zustande

kommt, auch solcher, die schon sehr früh in der Phylogenese, also in der Entwicklungsgeschichte des Hirns im Tierreich, entstanden sind. Es scheint auch ein genetisch übertragbares Gedächtnis zu geben, Instinkt genannt. Einem Neugeborenen braucht man das Saugen an der Mutterbrust nicht beizubringen.

Dem Gedächtnis verdanken wir die Fähigkeit, das Erlebte erneut zu erleben, Freude und Trauer wieder zu empfinden, als wären sie gegenwärtig. Der Gedächtnisverlust nennt sich Amnesie. *Mneme* ist das altgriechische Wort für Gedächtnis, das »A« am Wortanfang steht für »Fehlen von«.

Die Bedeutung des Gedächtnisses für den Menschen fällt meistens erst dann auf, wenn bei ihm Störungen auftreten. Das ist der Zeitpunkt, zu dem nicht mehr vorwiegend Psychologen und Sprachwissenschaftler, sondern Neurologen und Neurochirurgen ins Spiel kommen. Aber auch Schriftsteller befassen sich mit den nicht selten tragikomischen Folgen von Gedächtnisverlust oder -verzerrung. Als Beispiel sei hier das Werk »*Der Mann, der seine Frau mit einem Hut verwechselte*« von Oliver Sacks (1933–2015) genannt.

Nicht nur die Betroffenen selbst, sondern auch deren Umgebung, besonders die unmittelbaren Angehörigen, werden von diesen Störungen in Mitleidenschaft gezogen. Ich erzähle aus eigener Erfahrung als Sohn:

Meine Mutter, die in Breslau als Buchhalterin tätig war, ein hervorragendes Zahlengedächtnis hatte und auch in Rio die gesamte Buchhaltung des Geschäfts meiner Eltern bewältigte, klagte eines Tages darüber, dass sie sich Telefonnummern nicht mehr merken konnte. Etwas später hatte sie auch Schwierigkeiten beim Rechnen. Da ich damals, als Medizinstudent im vierten Semester, bereits in der Neurochirurgie tätig war (siehe das Kapitel INCA), haben wir beschlossen, sie Dr. Feliciano Pinto (1922–2013), mit dem ich damals arbeitete und vom dem später noch die Rede sein wird, vorzustellen. Als meine Mutter und ich die

Rua Tavares Bastos, in der wir wohnten, hügelabwärts führen, sagte sie aus heiterem Himmel: »Ich fahre diese Straße zum letzten Mal hinunter.« Ich kann mich noch heute haargenau an die Stelle der Straße erinnern, an der sie mir das sagte. Sie sollte leider, leider recht behalten. Es waren die ersten Anzeichen des bösartigen Hirntumors, an dem sie sechs Monate später nach einem langen Koma verstarb. Noch heute kann ich diese Zeit im Gedächtnis durchleben. Wie gesagt: »Recordar é Viver.« Das gilt auch für sehr traurige Ereignisse.

Es ist noch nicht geklärt, inwieweit die Nervenzellen selbst oder die Synapsen, also die Kontaktstellen zwischen den Zellenfasern (Axone und Dendriten), an der Übertragung, Verarbeitung und Speicherung von Gedächtnis und Emotion beteiligt sind. In früheren Zeiten wurde zum Beispiel versucht, bei bestimmten schweren psychiatrischen Krankheitsbildern oder gefährlichen Triebtätern die Betroffenen dadurch zu »zähmen«, dass man die Nervenbahnen von der Hirnrinde des Stirnlappens (Frontallappens) zu den weiter hinten und tiefer im Hirn befindlichen Hirnzentren durchtrennte. Da diese Fasern die sogenannte »weiße Substanz« bilden, im Gegensatz zu der das Hirn ummantelnden grauen Hirnrinde, wurde dieser Eingriff »Leukotomie« genannt - aus dem Altgriechischen *leukós* = weiß, glänzend und *tomé* = schneiden. Dieser Eingriff war Bestandteil der heute aus ethischen Gründen nicht mehr praktizierten Psychochirurgie und wurde erstmals 1935 von Egas Moniz (1874-1955) durchgeführt. Dafür bekam er 1949 den Nobelpreis für Physiologie in der Medizin. Die Auswirkung einer Leukotomie wird eindrucksvoll in dem Spielfilm »*Einer flog über das Kuckucksnest*« von 1975 gezeigt.

Ich hatte noch als Medizinstudent in den späten fünfziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts Gelegenheit, bei einigen wenigen Leukotomien zu assistieren. In besonderer

Erinnerung ist mir der Fall eines jungen aggressiven und mehrmals vorverurteilten Triebtäters geblieben, der nach der Leukotomie wie durch ein Wunder schlagartig zahm und freundlich geworden war. Er konnte »bedenkenlos« am vierten postoperativen Tag entlassen werden. Höflich verabschiedete er sich von den Pförtnern in der Eingangshalle des Krankenhauses, nahm die Blumen aus der Vase, die am Eingang stand, und pinkelte hinein. Man fühlt sich an das Werk »Im zerbrechlichen Haus der Seele« von Jürgen Thorwald (1915–2006) erinnert, in dem ein Jahrhundert Fortschritt der Neurochirurgie geschildert wird.

Aber zurück zum Thema Gedächtnis:

»Der Mensch ist erst wirklich tot, wenn niemand mehr an ihn denkt.«

Bertolt Brecht

Dieser Satz ist ergänzungsbedürftig. Er muss heißen:

»Der Mensch ist erst wirklich tot, wenn niemand mehr an ihn denkt ... es sei denn, er hinterlässt seine Memoiren.«

Und nun ist meine Motivation für das Schreiben dieses Buches erklärt. Ohne Gedächtnis wäre das nicht möglich!

DIE TITELSUCHE: DIE SONNE GEHT FÜR ALLE AUF

Ursprünglich sollte dieser Spruch als Titel für meine Memoiren dienen. Ich habe ihn erstmals aus dem Mund meines damaligen Lehrers, Professor José Ribe Portugal, gehört, als ich ihn noch ganz am Anfang meiner Tätigkeit als sein Assistent fragte, welche Aussichten auf Erfolg ich als Sohn bescheidener deutscher Immigranten in der brasilianischen Neurochirurgie hätte, in der so zahlreiche junge Kollegen aus illustren brasilianischen Arztfamilien tätig waren.

Es war ein sonniger Vormittag, wir kamen aus dem Operationssaal, und er hatte sich gerade seine Pfeife angezündet. Er nahm die Pfeife aus dem Mund, sah mich ganz ruhig, fast väterlich an und sagte: »**Mario, die Sonne geht für alle auf!**« Dieser Satz, den ich nicht kannte, hat sich mir eingeprägt und meinem Leben fortan Orientierung gegeben, wie ein Leuchtturm am Hafeneingang.

Dementsprechend sollte der Umschlag dieses Werkes einen schönen Sonnenaufgang über der Bucht von Rio de Janeiro abbilden und den Beginn meines Berufslebens symbolisieren. Als ich diesen Titel mit einem guten Freund besprach, machte er mich darauf aufmerksam, dass er wenig originell ist, wie ein Blick in das Internet zeigt. So ist zum Beispiel bereits 1975 ein Musikalbum mit dem Titel »*O Sol Nasce Para Todos*« (Die Sonne geht für alle auf). von der Rockgruppe »The Fevers« herausgegeben worden, die 1964 in Rio de Janeiro gegründet wurde. Gleiches gilt für ein Werk von Aldous Huxley mit dem Titel »*When the sun rises, it rises for everyone*« und für eine Schrift von Snatam Kaur »*The sun shines on everyone*«, um nur einige zu nennen.

Auf der Suche nach einem anderen Titel fiel mir der Ursprung meiner lieben Eltern in Schlesien ein. Darüber hatte ich unlängst in der brasilianischen Zeitschrift für Neurochirurgie geschrieben (J. Bras. Neurocir. 31(1): 16-26, 2020). Die Überschrift dieser Arbeit lautete: »*Da Silésia a Berlim via Rio de Janeiro*« (Von Schlesien nach Berlin via Rio de Janeiro). Dieser Titel hat mich nicht mehr losgelassen, und es schien mir fast selbstverständlich, ihn auch als Titel meiner Erzählungen zu nehmen. Das erklärt auch die Abbildung des Alten Rathauses von Breslau, der Geburtsstadt meiner Mutter und ehemaligen Hauptstadt Schlesiens, auf dem Umschlag dieser Memoiren. Mehr hierzu etwas später.

Nun betrete ich das Reich der Erinnerungen und öffne den Vorhang der Bühne, auf der ich in Begleitung meiner lieben Leserinnen und Leser meinen Lebensweg Revue passieren lassen möchte.

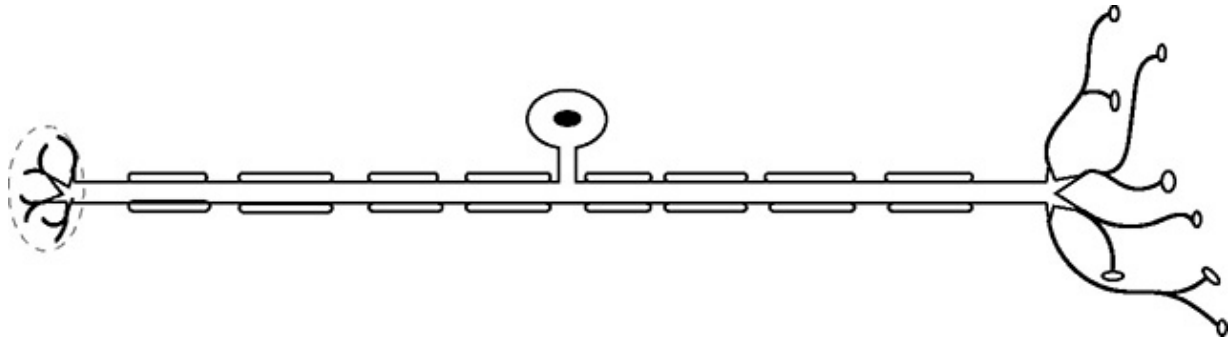
MEIN GLÜCKSBRINGER: DER ERSTE SCHUH

Eine der Kostbarkeiten, die ich von meiner geliebten Mutter geerbt habe, ist ihr erster kleiner Schuh aus ihrem Geburtsjahr 1900. Ich habe ihn mit einem Bronzebad haltbar machen lassen. Er diene immer als Erinnerung und Glücksbringer und steht bis heute auf meinem Schreibtisch. Als Glücksbringer soll er auch den Reigen der Abbildungen eröffnen, die meine Erzählungen illustrieren.



Abb. 1: Der erste Schuh von Flora Brock aus ihrem Geburtsjahr 1900.

Memoiren eines Neurochirurgen



ZUM BUCHUMSCHLAG: DAS ALTE BRESLAUER RATHAUS

Das Alte Rathaus war schon immer das Wahrzeichen von Breslau, damals Hauptstadt Schlesiens. Der heutige Name der Stadt ist Wroclaw.

Das Alte Rathaus gilt als einer der schönsten gotischen Bauten Europas. Es ist auf dem Umschlag dieses Buches abgebildet. Die erste urkundliche Erwähnung des Bauwerks stammt aus dem Jahr 1299. Es handelt sich um eine Mietrechnung für das Gebäude. Dieses bestand lediglich aus einem Keller und einer Halle, von der man in den heute noch bestehenden Schweidnitzer Keller kam. Diese Räumlichkeiten stellen bis zum heutigen Tag die ältesten Teile des Gebäudes dar und dienten damals nicht der Verwaltung, sondern dem Handel. Zwischen 1328 und 1333 kam ein Obergeschoss hinzu, das dem Stadtrat diente. Zwischen 1470 und 1480 erfolgte eine deutliche Vergrößerung des Gebäudes. Es erhielt eine spätgotische Fassade. Von 1860 bis 1863 wurde ein neues Rathaus auf einem benachbarten Grundstück errichtet. Anschließend wurde das historische Rathaus 1865 renoviert. Es diente ab Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts als Museum.

Im Zweiten Weltkrieg wurde das Rathaus nur leicht beschädigt, das Dach allerdings erlitt erhebliche Schäden. Das Gebäude wurde von 1949 bis 1953 restauriert und beherbergt heutzutage das Museum der bürgerlichen Kunst. In den Kellerräumen besteht seit 1275 fast ununterbrochen die historische Bierwirtschaft Schweidnitzer Keller.

Mit dem russischen Einmarsch in Schlesien und der Einnahme von Breslau am 19. Januar 1945 kündigte sich das Ende des Zweiten Weltkriegs an. Die Stadt war damals zu siebzig Prozent zerstört.

Meine Mutter wurde am 4. November 1900 in Breslau geboren, mein Vater am 29. August 1897 in Hirschberg, heute Jelenia Góra. Wie beide nach Brasilien kamen, erfährt die liebe Leserin bzw. der liebe Leser etwas später.



Abb. 2: Meine Eltern Martin (1897–1986) und Flora (1900–1959)
vor ihrem Geschäft für Schneidereiartikel in der Straße
Teofilo Otoni Nummer 154 in Rio de Janeiro.

Eine glückliche Fügung des Schicksals wollte, dass die European Association of Neurosurgical Societies (EANS), die alle nationalen Gesellschaften für Neurochirurgie Europas vereint, ihren jährlichen Weiterbildungskurs des Jahres 1995 in Wroclaw veranstaltete. Die Eröffnungszeremonie fand – wie hätte es anders sein können? – im wunderschönen Festsaal des Alten Rathauses statt. Da ich damals Vorsitzender des »Training Committee« und designerter

Präsident der EANS war, kam mir die Ehre zu, die Eröffnungsrede zu diesem Treffen zu halten. Das war für mich ein sehr bewegender Moment, in dem die Anwesenheit meiner Mutter, die mir so viel von diesem Saal vorgeschwärmt hatte, fast greifbar wurde. Ich bin sicher, sie war erfreut und stolz dabei!

Es gibt aber noch ein anderes Vorkommnis dieser Reise, welches verdient, für zukünftige Generationen festgehalten zu werden.

Da der örtliche Veranstalter dieses Weiterbildungskurses meiner Ehefrau Christina und mir seine besondere Wertschätzung zum Ausdruck bringen wollte, wurden wir im besten Hotel der Stadt, dem renommierten Fünf-Sterne-Hotel Monopol, untergebracht. Dieses Hotel, ein großes, eindrucksvolles Gebäude im Neobarockstil, verfügt lediglich über eine einzige sogenannte »Nobelsuite«. Diese befindet sich über der Eingangshalle des Hotels und hat eine große Terrasse zur Straße, die zugleich als Überdachung des Haupteingangs dient.



Frontseite des Hotels Monopol. Über dem Haupteingang befindet sich die große Terrasse der »Nobelsuite«.

Zwischen dem Hotel Monopol und dem großen, festlichen, gegenüberliegenden Opernhaus liegt lediglich eine nicht sehr breite Straße, die Heleny Modrzejewskiej (vor dem Krieg Agnes-Sorma-Straße), wie das Luftbild von der Homepage des Hotels ([Abbildung 4](#)) erkennen lässt.

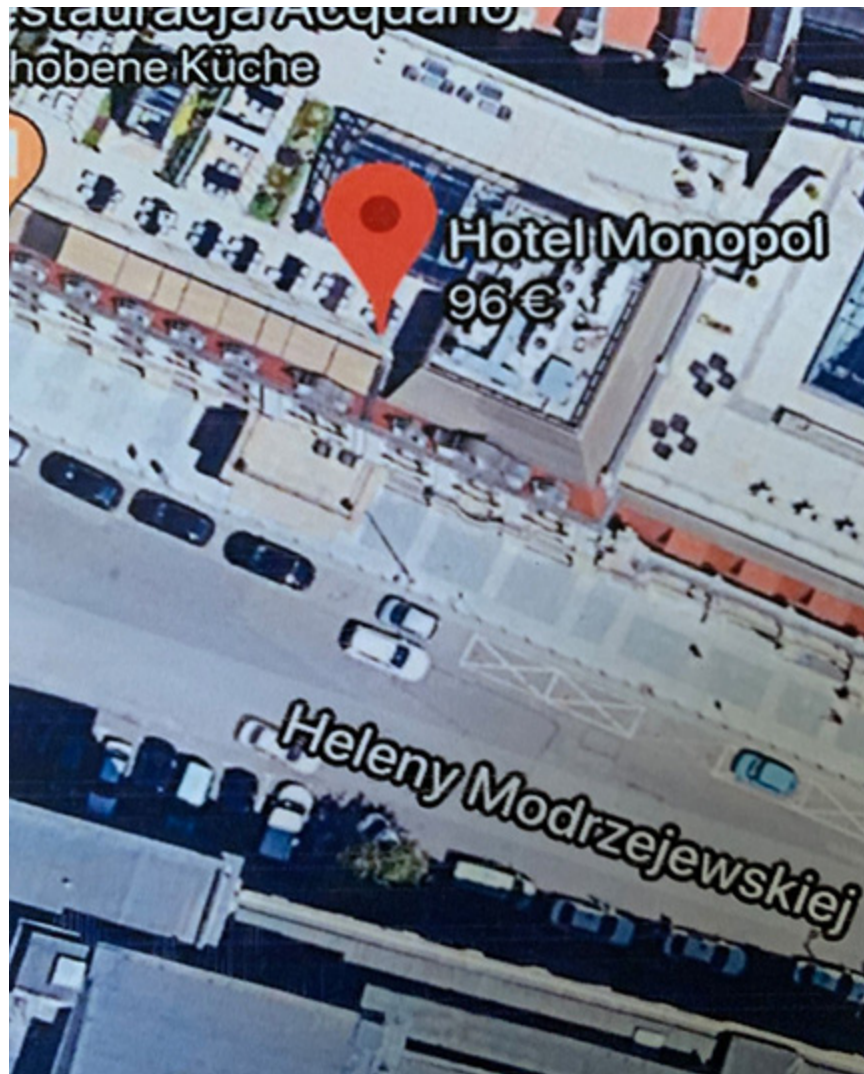


Abb. 4: Das Luftbild zeigt das Hotel Monopol, vor dem drei schwarze Limousinen parken. Die dritte steht vor der Hotelterrasse, unter der sich der Haupteingang befindet. Das Gebäude gegenüber ist das Opernhaus.

Als Opernliebhaber wusste ich, dass der weltberühmte russisch-polnische Tenor Jan Kiepura (1902-1966), verheiratet mit der nicht weniger berühmten Sopranistin Marta Eggerth, immer, wenn er in der Breslauer Oper auftrat, nach dem lang andauernden Applaus über die Straße in seine Suite ging und von der Terrasse aus noch eine Zeit lang Arien für das Publikum schmetterte, das unten auf der Straße unermüdlich Applaus spendete. In dieser Suite wohnten unter anderen auch Marlene Dietrich und Pablo Picasso.

Um dem Gastgeber unseren Dank für diese historische Unterkunft zum Ausdruck zu bringen, suchte ich ihn als Erstes am nächsten Morgen auf und sagte ihm begeistert, dass wir sehr wohl die Ehre zu schätzen wussten, in derselben Suite genächtigt zu haben, in der auch Jan Kiepura, Marta Eggerth und Marlene Dietrich einst weilten, woraufhin er die Hand freundlich auf meine Schulter legte und ein Auge zwinkernd komplizenhaft hinzufügte: »Und auch der Führer!«

Selten im Leben hat es mir die Sprache verschlagen. Dies war eine solche Gelegenheit. Mir war klar, dass der polnische Kollege immer noch mit dem Vorurteil lebte: »Einmal Deutscher, immer Nazi!«
